

(Nachdruck verboten.)

21

## Zimmer Nr. 13.

Von Ernst von Wolzogen.

Ich ließ mich stillvergüßt vom Strome mit forttragen, obwohl ich mir unter diesen Menschen so fremd vorfam, wie ein Hering unter den Stinten. Ich betrachtete jeden meiner Nachbarn im Gedränge wie eine naturhistorische Merkwürdigkeit und stopfte mir die Gedächtniszellen voll Notizenkrum. Bald aber, als mein gar zu arg mitgenommenes Trommelfell seinen Dienst zu versagen drohte, brach ich aus und verlor mich in das Gewirr enger und engster Gäßchen, welche die alte Toledostraße nach beiden Seiten ausstrahlt. Ich blieb vor jedem Schaufenster stehen, guckte in jede offene Hausthür hinein und genoß mit naiver Neugier all die kleinen Idyllen, wie sie das Straßenleben des Südens so reichlich bietet, säugende Mütter, laufende Großmütter und noch Unbeschreibliches, wie es dort zu Lande so gern und harmlos Ereigniß wird. Ich mochte etwa anderthalb Stunden lang in solcher Art fleißig studirt haben, als mein lebhafter Hunger mich mahnte, daß es hohe Zeit sei, zum pranzo heimzukehren. Unbewußterweise hatte ich bei meinem Irrgang einen großen Bogen nach rückwärts geschlagen, so daß ich mich mit leichter Mühe nach der Pension zurückfragte. Obwohl ich mich sehr beeilt hatte, kam ich doch bedeutend zu spät und wurde von der schon beim Braten angelangten Tischgesellschaft mit entschieden mißbilligenden Blicken empfangen.

Man hatte mir einen Platz gegenüber der freundlichen Dame aus Sachsen mit der gebildeten Tochter freigelassen. Zu meiner Linken saßen die beiden französischen Geistlichen, zu meiner Rechten ein sehr unangenehmer, dicker Herr mit rasirtem Gesicht, welcher die leider nur zu deutsche Angewohnheit hatte, die Sauce mit der Messerlinge aufzuschlecken. Diesen Herrn haßte ich a priori und verschwendete natürlich kein Wort an ihn. Die beiden Schwarzröcke waren sich offenbar selbst genug und verschmähten es, sich mit einem Keher in ein Gespräch einzulassen. Die übrige Tischgesellschaft fand ich keine Zeit eingehender zu mustern, da ich mit dem Nachholen der versäumten Gänge zu sehr beschäftigt war. Blieb mir also, um mein Unterhaltungsbedürfniß zu befriedigen, bloß mein Gegenüber. Aber dies Unterhaltungsbedürfniß war vorläufig gar nicht vorhanden, da mein Kopf mit dem Einordnen der empfangenen Eindrücke beschäftigt und auch die Bedürfnisse des Gemüths durch einen schönen Teller „Würmchen“ (Macaroni) in Tomatentunke, d. h. vermicelli alla Napolitana, befriedigt waren.

Camilla's Mutter hatte mich sogleich mit einem sanften mütterlichen Vorwurf über mein Zuspätkommen begrüßt und auch sonst noch einige Male einen Anlauf zur Gesprächsanknüpfung genommen, ohne daß es ihr gelungen wäre, etwas anderes wie einige höfliche Redensarten aus mir herauszulocken. Als ich endlich meinen Hunger gestillt und bei der süßen Speise die Tischgenossen wieder eingeholt hatte, begann sich mir doch ein wenig das Gewissen zu rühren über meine langweilige Zuckelnöpftheit. Denn ich gehöre sonst nicht zu den Leuten, denen es ein besonderes Vergnügen gewährt, sich ihren Mitmenschen unangenehm zu machen, und zudem konnte ich ja nicht wissen, ob sich nicht unter der Tischgesellschaft einige lebenswürdige und angenehme Herrschaften befinden mochten. Ich lehnte mich gemächlich an meinen Stuhl, während meine Rechte, Brotkrügelchen formend, nachlässig auf der Tafel ruhte. Und nun sah ich mich in meiner näheren und ferneren Umgebung um. O du himmlische Güte! Wie kannst du es zulassen, daß gerade nach den herrlichsten Orten der Erde, die Natur und Kunst in edlem Wettstreit mit ihren köstlichsten Gaben verschwenderisch geschmückt, der genießende Theil der Menschheit seine abschreckendsten Vertreter entsendet! Wie oft hat mir nicht schon auf meinen Reisen solch eine Auswahl touristischer Schreckgestalten den Genuß eines herrlichen Landschaftsbildes verdorben! Und hier an dieser Wirthstafel am Strande von Santa Lucia, welche eine Musterfendung von Schönheiten hatte die liebe Heimath hierher gestiftet! Die beiden Priester, von denen der eine ein Fuchsprofil, der andere die Physiognomie eines schlecht rasirten Panthers besaß, sowie

meine lebenswürdige Freundin aus Sachsen mit ihrer „Camilla“ waren wahrhaftig noch die lieblichsten Erscheinungen. Schräg gegenüber saß ein dürrer Professor, dessen Hals so lang und schwanke war, daß er das gedankenschwere Haupt offenbar kaum zu tragen vermochte, denn es hing bedenklich vornüber und präsenirte dadurch nur um so aufdringlicher einen fürchterlichen Karbunkel hoch oben auf dem Schädel, während die beleibte Gattin an seiner Seite sich einer Nase erfreute, deren Bildung auf das lebhafteste an ein bekanntes nahrhaftes Knollengewächs erinnerte. An Camilla's Seite saß ein junger Mann, den ich für einen preußischen Referendar schätzte. Sein borstiges, rothblondes Haar war stark pomadifirt, sein gedankenblaßes Biergesicht durch Schlägernarben markirt wie ein Schlachtplan auf einer Landkarte, außerdem von zahllosen Pusteln und Wimmerln bedeckt, mit denen sich die plumpen, breitnagligen Finger des jungen Herrn angelegentlichst beschäftigten. An meiner Seite, neben dem ruchlosen Individuum, welches die Sauce mit dem Messer schleckte, saßen zwei äußerst hagere ältere Jungfrauen von einer gewissen sympathischen Häßlichkeit. Auch hatten ihre Stimmen, mit denen sie sich eifrigst mit ihrer Nachbarschaft unterhielten, einen angenehmen Klang, so daß ich mich bei ihnen gewissermaßen von dem Professor und dem Referendar erholen konnte. Zwei unnachahmlich hochmüthig dreinschauende Gymnasiallehrer mit äußerst schlechten Manieren, ein buckliges altes Fräulein mit sauren Mienen, und ihre spitznäsige Reisebegleiterin, welcher getäuschte Erwartung sozusagen aus jeder Pore hervorleuchtete — das waren so unter noch mehreren anderen gar zu verschwindend reizlosen Gestalten die denkwürdigsten Erscheinungen. Nein, wahrhaftig! man soll für alles dankbar sein! Mit einer gewissen Reue über mein schlechtes Benehmen ließ ich meine Augen nach der so unerfreulichen Abschweifung wieder zu meinem Gegenüber zurückkehren.

Da bemerkte ich, wie die Mutter der Tochter etwas zuflüsterte und darauf beide einen raschen, aufmerksamen Blick auf meine rechte Hand warfen. Was war denn nur an dieser Hand... Ach so, richtig, das hatte ich ja ganz vergessen! Ich trug ja noch den Trauring in der Westentasche!

„Was für Dummheiten in Deinem würdigen Alter!“ schalt ich mir selbst und gelobte mir, schon morgen früh diesem Scherze ein Ende zu machen, vorläufig aber... na, wir wollen mal sehen, was daraus wird. Und nun eröffnete ich meinerseits ein Gespräch mit Camilla. Ob sie schon in Pompeji gewesen sei? fragte ich sie.

„Ei ja, freilich!“ erwiderte an ihrer Stelle die Mutter mit großem Eifer. „Jeden Stein kennt sie dort, und ganz genau kann sie einem sagen, was alles im Alterthum zu bedeuten gehabt hat. Aber wir gehen gerne noch einmal hin, wenn Ihnen daran liegt, alles so recht gründlich kennen zu lernen; denn wissen Sie, meine Tochter versteht sogar die lateinischen Inschriften!“

„Na, da! Ich dünkte gar!“ rief ich, unwillkürlich selbst ins Sächsische verfallend. „Sie sind wirklich zu freundlich, meine Damen. Aber wissen Sie, offen gestanden, mache ich mir aus dem alten Gerümpel gar nicht so sehr viel. Ja, wenn man noch ein paar Häuser historisch richtig ausgebaut und mit allen Kunstwerken und dem vollständigen Hausgeräth ausgestattet hätte, das wäre was, wofür man sich begeistern könnte; aber so — dort die lahlen Trümmerhaufen, hier die vollgestopften Museumschränke — nein, das läßt mich verzweifelt kalt!“

Die Mutter Camilla's warf mir einen entrüsteten Blick zu und würdigte mich keiner Antwort. War sie wirklich so empört über meine legerischen Ansichten, oder hatte ich sie durch meinen sächsischen Tonsall gekränkt? Ich glaube fast das letztere. Denn auch das gelehrte Mädchen, dessen Sache es doch sonst eigentlich gewesen wäre, seinen Standpunkt zu vertheidigen, warf mir einen bitterbösen Blick zu und hüllte sich in schweigendes Erörthen. Beide, Mutter und Tochter, lehrten jetzt den Spieß um, indem sie auf einige lebenswürdige Anknüpfungsversuche meinerseits nur ziemlich einsilbig erwiderten.

Wir waren inzwischen beim Kaffee angelangt, und als das Mädchen mir die Tasse präsentirte, fragte ich sie, ob ich denn nun das größere Zimmer, von dem sie vorhin gesprochen hätte, bekommen könnte.

„Si freilich, wohl!“ versetzte die brave Maid, und dann bengte sie den Kopf seltfam verlegen, ganz nahe an mein Ohr herab und flüsterte mir zu: Zimmer Nummer 13, wann's gefällig ist.“

Ich mußte lachen und rief laut: „Ja, warum soll's denn nicht gefällig sein? Meinen Sie, ich sollte mich vor der Nummer 13 fürchten? Bitte, schaffen Sie nur meine Sachen dann gleich hinüber!“

„Ach, Sie haben Zimmer Nummer 13?“ redete mich plötzlich Camilla's Mutter wieder an und lächelte dabei über das ganze Gesicht. Aber dieses Lächeln hatte etwas Hinterlistiges, Schadenfrohes an sich.

Ich stuzte. „Sie lächeln so geheimnißvoll, gnädige Frau? — und die brave Monika war eben auch so verlegen! Wollen Sie mir nicht sagen, was es mit diesem Zimmer Nr. 13 für eine Bewandniß hat?“

Camilla's Mutter zuckte die Achseln. „Ach Gott, weiter gar nichts — das ist natürlich bloß so ein dummes Gerede — wir schlafen nebenauf Nummer 14, aber wir haben noch nie was gemerkt. Wenn man ein gutes Gewissen hat, schläft man ja auch überall gut, nicht wahr?“

„Ah so!“ rief ich. „Es spukt also wohl in Nummer 13? Das Skelett im Hause! Hu! Mir wird schon ganz graulich!“ (Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Technische Herstellung einer Illustration.

Wenn man der gegenwärtigen Periode der Literatur eine kurze, charakteristische Bezeichnung belegen will, so kann sie die Periode der Illustration genannt werden. Reiseverke, Massiker, Konversationslexika, Schulbücher, wissenschaftliche Spezialwerke u. d. d. erscheinen illustriert, illustrierte Zeitschriften existieren heute so viele, wie vor fünfzig Jahren nichtillustrierte bestanden haben, und selbst die Tagespresse kann heute Wetterkarten, Orientierungspläne, Porträts und so weiter kaum noch entbehren. Die Illustration hat zur Förderung und Popularisierung aller Wissensgebiete bereits Großes geleistet. Ihre Entwicklung ist ein Triumpfhilf unserer Zeit. Wir bewundern allerdings heute noch die Illustrationen in den Erstlingszeugnissen der Buchdruckerkunst, welche unsere großen Bibliotheken als Kostbarkeiten verwahren, aber was sind sie gegenüber den feinen, abgetriebenen Prachtwerken der heutigen besten Zeitschriften, die auf der Schnellpresse in großen Auflagen hergesteilt, zu Spottpreisen geboten werden können.

Ich will versuchen, wenigstens ein flüchtiges Bild in Kürze davon zu entwerfen, wie solche Illustrationen für die Buchdruckpresse entstehen, und beginne mit dem Holzschnitt.

Sein Material war zu Dürers Zeiten meist Birn- oder Apfelbaumholz, welches nach der Länge des Stammes in Platten geschnitten wurde. Zum Gravieren bediente man sich kleiner schmaler Messer von verschiedener Form. Hieraus erklärt es sich, daß die Holzschnitte von damals nur in kräftigen Konturen mit wenig Schattierung entstehen konnten. Erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts entdeckte man im Buchsbaumholz ein bei weitem besseres Material.

Das Buchsbaumholz — von *buxus sempervirens* — kommt aus den südlichen Ländern Europas zu uns. Es ist vermöge der Feinheit und Gleichmäßigkeit seiner Textur das geeignetste Material für den Holzschnitt, zumal seit man sogenanntes Hirnholz, das ist den Querschnitt des Stammes verwendet. Da die Stämme selten mehr als 20 Zentimeter Durchmesser erreichen, so müssen Platten für größere Holzschnitte aus einer Mehrzahl von Stücken auf genaueste gefügt und zusammengeleimt werden. Die Oberfläche wird dann spiegelglatt abgeschliffen und ihre schwefelgelbe Farbe durch einen dünnen Deckgrund von Zinkweiß und Gummi arabicum in blendendes Weiß verwandelt. Auf die so präparierte Buchsbaumplatte vermag der Künstler ebenso gut zu zeichnen wie auf das beste Papier.

Reproduktionen nach Gemälden, meist auch diejenigen von Handzeichnungen auf Papier, werden in neuerer Zeit in der Weise hergestellt, daß man das Original photographisch auf eine grundierte, mit lichtempfindlicher Schicht bedeckte Buchsbaumplatte überträgt. Zeichnungen und Photographien auf Holz müssen auf der Platte stets verkehrt, d. h. wie im Spiegel gesehen werden, erscheinen, dann kommen sie im Abdruck positiv, also richtig.

Des Xylographen Aufgabe ist es dann, mittels des Stichel's alle Lichter des Bildes beziehungsweise alle weiß gebliebenen Stellen herauszuspitzen, oder tief zu legen, so daß nur die dunklen Partien hoch stehen bleiben, d. h. in Strichlagen und Punkte zerlegt werden. Die hochstehend gebliebenen Partien allein sind geeignet, beim Druck von der Farbwalze Druckerwärze zu empfangen und diese an das Papier abzugeben; die tiefgelegten Stellen bleiben dagegen von der Schwärze unberührt und ergeben beim Abdruck die weißen Stellen oder Lichter des Bildes.

Um die Qualität seiner Arbeit zu prüfen, fertigt der Xylograph mit dem Farbballen, mit Handwalze und Falzbein oder auch wohl

in besonders dazu konstruirtten kleinen Handpressen auf chinesischem Papier einen Probe-Abzug an. Auf grund dessen werden sodann vom Künstler oder vom Verleger Korrekturen angeordnet und schließlich ein guter Abzug hergesteilt als Vorlage für den Drucker an der Maschine.

Handelt es sich darum, bei eintretenden wichtigen Zeitereignissen binnen kurzer Zeit einen größeren Holzschnitt herzustellen, als ein einziger Xylograph in der gegebenen Zeit fertigzubringen vermag, so zerlegt man die Buchsbaumplatte, welche die Zeichnung trägt, in eine entsprechende Anzahl Stücke. Man sagt zu diesem Zwecke die Platte von unten kreuz und quer ein, so daß dieselbe nur durch wenige Millimeter Holz unter dem Sägeschnitt zusammengehalten bleibt und bricht sie dann vollends durch. Würde man die Platte ganz durchsägen, so müßten durch den Sägeschnitt Theile der Zeichnung verloren gehen. Die einzelnen Stücke werden dann an ebenso viele Xylographen vertheilt, und so wird bisweilen binnen einem Tage und einer Nacht durch 10 bis 12 Xylographen ein großer Holzschnitt fertiggestellt. Nach dem Zusammenleimen erfolgt das Nachstechen der Trennungspartien und Uebergänge.

Dieses Verfahren ist begreiflicherweise nur bei Holzschnitten geringerer Qualität anwendbar. Der Kunstschnitt erfordert Mühe und einheitliche Durchführung.

Der Kunstschnitt, und ganz besonders zwei Spezialitäten desselben, der Facsimile- und der Tonschnitt, hat in den letzten Jahren eine nie geachtete Höhe der Feinheit und Vollendung erreicht. Handzeichnungen, Aquarelle, Radirungen u. d. werden mit vollendeter Treue und Feinheit in der ganzen Eigenart der Technik des Originals wiedergegeben.

Fünf bis sechs Wochen angestrengter Thätigkeit gehören dazu, um einen Kunstschnitt von der Größe einer Seite der „Neuen Welt“ herzustellen. Die Kosten belaufen sich einschließlich des Künstlerhonorars für das Vervielfältigungsrecht auf 300—400 Mark.

Die fertigen Holzschnitte wandern zunächst behufs Vervielfältigung in Kupfer zur Werkstätte des Galvanoplastikers. Man druckt nämlich in neuerer Zeit überhaupt gute Holzschnitte nicht von den Originalplatten, sondern von den viel widerstandsfähigeren galvanischen Vervielfältigungen derselben und bewahrt die Holzschnitte auf, um bei Bedarf später neue Galvanos von unverminderter Schärfe davon herstellen zu können.

Die galvanische Reproduktion beruht auf dem Verfahren, mit Hilfe des elektrischen Stromes einen Metallniederschlag auf einer Form zu erzeugen. Zu diesem Zwecke verwendet man eine Lösung von Kupfervitriol und leitet beide Pole der Stromquelle zu Elektroden, welche sich in der Lösung befinden. Diejenige Elektrode, zu welcher der positive Pol führt, heißt Anode, die mit dem negativen Pol verbundene ist die Kathode. Auf dieser letzteren erfolgt die Ablagerung. Die Kathode aber wird gebildet durch die Matrix. Diese ist eine Abformung des Holzschnittes in Wachs oder Guttapercha, auf welcher alle Erhöhungen des Holzschnittes in Form von Vertiefungen erscheinen. Diese Matrix, durch einen feinen Ueberzug von pulverisirtem Graphit stromleitend gemacht, wird mittelst Metalldrähten in den galvanischen Apparat eingehängt. Der elektrische Strom bewirkt dann, daß sich auf der Bildfläche der Matrix kleine Kupferpartikelchen ablageren. Diese Ablagerung erfolgt in so rascher Anschmierung an die Matrix, daß man später an der Bildfläche des Kupferniederschlags kaum mit bewaffnetem Auge einen Unterschied zwischen Galvano und Holzschnitt bemerken kann.

Nachdem der Kupferniederschlag etwa zu Kartenblattstärke angewachsen ist, wird die Matrix mit dem daran haftenden Kupfere Niederschlag aus dem Apparat genommen und durch Erhitzen vom Kupfer abgeschmolzen. Um letzterem mehr Körper zu geben, wird er mit Blei ausgegossen, zuvor aber, da Blei mit Kupfer sich nicht direkt verbinden würde, verzinkt. Die hintergegossene Platte muß dann ebengehobelt und auf einer Holzunterlage befestigt werden, wodurch das Klüffen die Höhe der Lettern erhält. Es ist nun ein getreues Ebenbild des Holzschnittes in dauerhaftem Kupfer erzielt, welches hunderttausende von Abdrücken auszuhalten vermag.

Den Illustrationen, bei welchen es auf Schnelligkeit der Reproduktion und Billigkeit der Herstellung besonders ankommt, hat die moderne Technik in der Zinkographie ein mächtiges Hilfsmittel an die Hand gegeben. Binnen wenigen Tagen, ja wenn es sein muß in einigen Stunden, entstehen durch Photographie und Hochätzung Illustrations-Druckplatten, zu deren Fertigstellung der Xylograph ebensovielen Wochen emigen Fleiß aufzuwenden hätte. Das einfache Verfahren der Zinkätzung reproduziert Strichzeichnungen, welche mit der Feder tief-schwarz auf weißen Karton in größerem Maßstabe auszuführen sind. Sie werden, photographisch auf das richtige Format verkleinert, auf glatt polierte Zinkplatten übertragen. Nachdem das Bild auf dem Zink durch eine Deckschicht geschützt wurde, wird die ungedeckte Oberfläche der Platte mehrmals der Einwirkung ätzender Säuren ausgesetzt, welche das Zink an allen den Stellen wegfreßen, wo keine Strichlagen stehen. Diese bleiben erhöht in ebener Fläche wie beim Holzschnitt, empfangen in der Buchdruckpresse mit dem Schriftstabe zusammen von der darüberrollenden Farbwalze Druckerwärze und gelangen so zur Erfüllung ihres Berufes. Zahlreiche illustrierte Zeitschriften und Bücher, welche in Massen zu billigen Preisen weite Verbreitung erlangen, bedürften dieses Verfahrens, um überhaupt erscheinen zu können.

Auch Aufzeichnungen und Photographien, nach der Natur so

wohl als nach Gemälden, reproduziert man in neuerer Zeit mit stetig zunehmender Vollendung durch Zinkätzung. An stelle des Striches tritt hier der Punkt. Durch ein Netz von überaus großer Feinheit, welches den Ton in mikroskopisch kleine Punkte zerlegt, erfolgt bei diesem Verfahren, Autotypie genannt, die Reproduktion. Die Zeichnung geschieht in ähnlicher, allerdings komplizierter Weise wie bei Strichzeichnungen, denn jede Tonabstufung erfordert besondere Behandlung. — Paul Hennig.

### Kleines Feuilleton.

— Etwas von Voltaire. In einer ausführlichen Studie über die Legenden und die Archive der Bastille, welche Franz Funck-Brentano in der „Nouve hebdomadaire“ veröffentlicht, erfahren wir die merkwürdige Thatsache, daß der so oft für bürgerliche Freiheit kämpfende Voltaire einmal selbst dazu kam, einen jener willkürlichen polizeilichen Haftbefehle zu erwirken, die als Lettres de cachet bekannt sind und am meisten zur Erstürmung der Bastille durch das wütende Volk beigetragen haben. Das Gesuch an den Generalleutnant der Polizei, welches in der Bibliothek des Arsenal in Paris aufbewahrt wird, ist ganz von Voltaire's Hand geschrieben, aber mit ihm unterzeichnet sechszehn Nachbarn der Rue de Valenciennes, welche gemeinsam mit Voltaire die Verhaftung einer Mezzgerin, Sébastienne de Travers, verlangen, deren Ausführung ein öffentlicher Skandal sei. Sie betrinkt sich täglich, prügelt die Nachbarinnen und vermischt den Namen Gottes mit den gemeinsten Schimpfwörtern. Der Vorwurf der Blasphemie unter der Feder des skeptischen Voltaire ist besonders merkwürdig. Im August 1730 wurde das Gesuch eingereicht; aber die Mezzgerin beklagte sich ihrerseits, daß sie von den Diensthofen Voltaire's und anderen Nachbarn mißhandelt worden sei, und daß Voltaire sie persönlich beschimpft und bedroht habe. Voltaire wiederholte sein Gesuch mehrmals und brachte es endlich dazu, daß die Mezzgerin am 6. Dezember in der Salpêtrière gefangen gesetzt wurde. Die Haft dauerte jedoch nur bis zum 31. Dezember, da sich die Verwandten und die Berufsgenossen für die Mezzgerin verwendet hatten. —

— Einen wirklichen lebendigen Buddha, der nichts mit den Bildern aus Bronze oder Stein gemein hat, die man überall in Süd- und Ostasien sehen kann, giebt es in Urga in der Mongolei. Dieser lebende Buddha behauptet, die achte und letzte Wiederlebens- und Wiedergeburt des buddhistischen Glaubensstifters zu sein. Ein neuntes Mal wird Gautama nicht wieder auf Erden erscheinen. Etwa zehntausend Lamas bilden die hauptsächlichste Gefolgschaft des Buddha in Urga. Dessen hauptsächlichste Beschäftigung scheint darin zu bestehen, alle die zahlreichen Menschen, die ihm Geschenke bringen, freundschaftlich auf den Rücken zu klopfen. Vor nicht langer Zeit, so behauptet man, zeigte der russische Regierungsvertreter recht freundschaftliche Gesinnung gegen Buddha, indem er ihm ein — Zweirad verehrte, damit der wieder Fleisch gewordene Gautama doch die Eigenschaften der Gegenwart kennen lernen möchte. Nun sollte man eigentlich denken, eine derartige Gabe verträge sich nicht recht mit der Würde des achten Vertreters mongolischer Anbetung. Aber der lebende Buddha scheint in dieser Beziehung gar keine Skrupel empfunden zu haben, denn er radelte vergnügt in dem geräumigen Hofe seines Klosters umher. Sehr erfreut über seinen Erfolg schickte der Russe nun auch noch eine galvanische Batterie an die Gottheit, und erbot sich, sie in deren Gebrauch zu unterweisen. Da war er aber einen Schritt zu weit gegangen. Buddha erklärte nämlich jede Hilfe nachdrücklich für unnötig, weil er allwissend wäre. Er schien auch wirklich einen gewissen oberflächlichen Begriff davon zu haben, wie eine solche Batterie in Thätigkeit gesetzt werden müßte. Demgemäß wählte er sich alsbald unter seinen Lamas ein Opfer aus, mit dem er Versuche anstellte. Der Lama wollte gern viel für seinen verehrten Herrn ertragen. Aber der durch seinen Körper geleitete Strom war reichlich stark, so daß der Unglücksmensch am ganzen Körper zitterte. Buddhas Allwissenheit war jetzt plötzlich zu Ende. Er konnte die Geister nicht bannen, die er gerufen hatte, und mußte daher schleunigst russische Hilfe herbeiholen lassen, um das gefährdete Leben des Lamas zu retten. —

### Literarisches.

— Literarisches Schwik-System. Ein berühmter Romanschriftsteller, so erzählt die „Petite République“, erhält von einem Blatt — dem „Gaulois“ — den Auftrag, einen Feuilleton-Roman zum Preis von 1 Franc die Zeile zu schreiben. Der Schriftsteller, der Erfahrung in diesem Geschäft hat, geht zu einem talentvollen aber unbekanntem Schriftsteller und bietet ihm 25 Centimes — 1/4 des Preises — für die Zeile, wenn er den Roman schreibt und unter seinem, des berühmten Schriftstellers Namen veröffentlichten lasse. Das Angebot wird mit Freuden angenommen. Die ersten Lieferungen des Romans erscheinen, gefallen. Da erhält der berühmte Schriftsteller plötzlich einen Brief von der Frau des Verfassers seines Romanes — der Mann sei im Sterben. Er eilt hin. Nichts. Der Mann war eben gestorben. Was nun? Der Berühmte kührt auf die Redaktion, läßt sich alle bisher erschienenen Nummern geben, sodas er eine ungefähre Vorstellung von dem Erzählungsplan bekommt, und schreibt im Schweiße seines Angesichts eine Fortsetzung. Als er

sie eilig auf die Redaktion bringt, sieht man ihn fragend an: „Sie scherzen. Aber da ist ja die Fortsetzung schon!“ Und kein Zweifel, da war die Fortsetzung. Der Berühmte faßt sich, so gut er kann, und entdeckt schließlich, daß auch der verstorbene 25 Centimes-Mann den Roman nicht geschrieben, sondern für 10 Centimes die Zeile an einen noch ärmeren Teufel weitergegeben hatte. —

### Theater.

— Sudermann's neuestes Drama „Johannes“ ist bereits als Manuscript für die Bühne gedruckt. Es wird Anfang Oktober am „Deutschen Theater“ zur Aufführung gelangen. —

### Musik.

— er. Neues Opern-Theater. In Verdi's „Traviata“ erreicht Fel. Prevosti eine selten erlebte Höhe wahrhaft künstlerischer Wirkung. Es ist ein Wunder, wie sie mit ihrer blendenden, durch die selbstverständliche Leichtigkeit doppelt hinreißenden Gesangskunst die Koloraturtrivialitäten der großen Arie im ersten Akt adelt, wie sie mit den feinen Mitteln ihrer musikalischen Intelligenz und ihres großen seelischen Ausdrucksvermögens die Oberflächlichkeit der melodischen Mährungen Verdi's in eine Tragik umsetzt, welche die tiefste Theilnahme einflößt. Aus ihrer Stimme, in welcher jede auf fallende Ausdringlichkeit des Virtuosenstimmers abgestreift ist, tönen das Glück und die schmerzlichen Kämpfe um dasselbe, und mit einem alle hellen Farben abdämpfenden Schleier verdeckt sie das unbefreiblich Ergreifende einer, wenn auch gefallenen Schönheit, die bald entschwindet. Der genialen Sängerin würdig war Herr Demuth, welcher die in ihrer Naivetät geradezu heiter stimmenden Cassenhauer seiner parodistisch-patetischen Vaterrolle mit Strömen seines prachtvollen und für den Reimer entzückend gebildeten Barytons erfüllte. — Auch der portugiesische Sänger d'Andrade, dessen großer Kunst die internationale Bewunderung seit Jahren jubelt, ist wieder bei uns als Gast erschienen und ließ als Don Juan sein außerordentliches Naturell, seine aller Schablone fremde Individualisierungs-kraft und die technische Herrschaft über sein Organ im gewohnten Glanze ausleuchten. Die Stimme d'Andrade's ist weder groß noch weich, aber sie vermag auf der Grundlage absoluter technischer Vollendung die prunkvollste Vielseitigkeit der Modulation zu geben. Was Don Juan zum Sinnbild elementaren Menschentums macht, die bis zur Grausamkeit sich steigende Aukertheit, Eleganz der Formen und Gehebel der Gesinnung, Genusshauschöpfung und Trotz bis zum Tode, alle diese Eigenschaften vereinigt der Künstler zu einer Leistung, die in Estanien fest und einen herrlichen Sieg künstlerischer Intelligenz bedeutet. Das Champagnerlied, in welchem d'Andrade eine dämonische Kraft hinreißender gräßlicher Laune entwickelt, sowie das Ständchen mußten mehrfach wiederholt werden. Neben dem enthusiastisch gefeierten Gaste gab Fel. Heini als „Donna Anna“ bis auf einen kleinen Rest allgumpfer Melancholie und Frau Grabi, eine durch anmutige Kokeretterie des Spieles und wohlthuendste Gesangskunst hervorragende „Zerline“, treffliche Darbietungen. Frau Baumann, die vom Leipziger Stadttheater als „Donna Elvira“ gastirte, war ganz Korrektheit bei mangelndem Reiz an Organfrische. —

### Kunst.

— Ludwig Dettmann erhielt von dem Preisgericht der venezianischen Kunstausstellung einen Preis von 5000 Lire für sein Gemälde „Sonntag-Abend“ zugesprochen. —

### Völkerkunde.

— Geisterbeschwörung und Aberglauben bei Negerstämmen. Von den Bewohnern des nördlich vom Zambezi liegenden Negerreiches Matanga, den Atschekunda's, berichtet der französische Forschungsreisende Foà folgendes: Die Atschekunda's glauben an ein allmächtiges Wesen, das sie und alles um sie erschaffen hat, treiben aber keinen Götendienst irgend welcher Art. Sie glauben dagegen, daß die Seele ihrer Könige von der anderen Welt antworten kann, wenn man sie anruft, und demzufolge ist bei ihnen eine ständige Verbindung mit den Geistern der verstorbenen Könige eingerichtet. Der Konig mit den königlichen Geistern ist so geregelt, daß auch zudringliche Neugier diese Geister nicht über Gebühr belästigen kann, denn sie lassen nur durch Vermittlung mit sich sprechen und sind außerordentlich vorsichtig in der Unterhaltung. Der Verkehr mit ihnen findet an ganz bestimmten Orten statt. Es sind stets einige Hütten bei der Hauptstadt dazu reserviert, in die sich der König von Zeit zu Zeit begiebt, um mit seinen Vorfahren Zwiesprache zu halten. Diese Hütten der königlichen Geister sind gewissermaßen ihr besonderes Telephonkabinett mit der anderen Welt. Eine alte Frau fungiert gewöhnlich als Hüterin. Der König begiebt sich immer allein dorthin und läßt niemand an seinen Eindrücken teilnehmen. Doch kann in Wirklichkeit jedermann die Geister befragen: man braucht nur der Hüterin einen Meter Galico zu geben, worauf sie in Gegenwart des Fragestellers einige Worte mit ihrem geheimnisvollen Korrespondenten wechselt. Frau Foà hat selbst die Gelegenheit benutzt, um sich den Genuß einer solchen Unterhaltung mit den Geistern zu verschaffen. Er beauftragte die alte Priesterin, die Geister über den Ausgang einer von ihm geplanten Elephantenjagd zu befragen. Die Schilderung, die er von der darauf erfolgenden Geisterunterhaltung giebt, er-

innert lebhaft an das von den modernen Spiritisten geübte Geistesritzen; „Sie verschwand in dem Hintergrund der Hütte, und ich hörte sie an irgend jemand die im Telephonverkehr üblichen Fragen stellen: „Sind Sie dort? Wer sind Sie?“ u. s. w., worauf Pfiffe antworteten, die genau den Ton einer Lockpfeife für Lerchen hatten. Die Alte übersehte sie, indem sie ihren Dialog fortführte, der von Pfiffen und Worten unterbrochen war. Der König Rantouni, den ich nicht die Ehre hatte zu kennen, war am Telephon. Er wollte über meine Gesundheit befehlen sein und geruhte, auf meine Frage zu antworten, daß er sich dort unten, wo er sei, sehr wohl befände: er fügte hinzu, daß ich gewiß Elephanten treffen würde, legte sich aber eine kluge Reserve über den Ausgang der Jagd auf. Ich konnte nichts mehr aus ihm herausbringen und als ich zudringend wurde, ließ mir der König Rantouni sagen, daß er müde sei und sich zurückziehe.“ Die Geister sind also bei den Negern genau so spröde und launenhaft, wie in den zivilisirten Ländern.

Noch ein zweiter Brauch dieser Altschulda's dürfte von allgemeinem Interesse sein, ein Aberglauben, der an gewisse mittelalterliche Verhältnisse erinnert. Das ist die Anrufung eines Gottesurtheils in zweifelhaften Schuldfragen durch Anwendung einer richtigen Schuldprobe. Diese Schuldprobe, von den Eingeborenen das „Moavi“ genannt, ist allgemein im ganzen Lande verbreitet und wird zu einem öffentlichen Akt, der stets eine große Menge von Zuschauern herbeizieht. Sie besteht darin, daß die Angeschuldigten eine vom Doktor des Landes zubereitete Mischung vor den Augen der Zuschauer zu sich nehmen müssen, deren Wirkung dann die Schuldfrage entscheiden soll. Diese Mischung hat ihren Namen von den Blättern eines Baumes, die mit anderen Substanzen gemischt und zerstoßen werden. Eine gewisse Dosis führt Erbrechen herbei, auf das eine große Schwäche folgt; eine andere bewirkt eine starke Diarrhoe, begleitet von heftigen Krämpfen, die in wenigen Augenblicken zum Tode führt. In dem ersten Falle wird die Unschuld als erwiesen angenommen, im zweiten ist die Todesstrafe der Ueberführung auf dem Fuße gefolgt. Namentlich in Fällen von Ehebruch findet diese Probe häufig Anwendung; der Gatte, der Verdacht geschöpft hat, läßt seine Frau das Moavi trinken. Der Glaube an die Gerechtigkeit des Moavi ist so eingewurzelt, daß die Angeschuldigten selbst verlangen, der Probe unterworfen zu werden. Nimmt ein Angeschuldigter freien Muthes die Schale, die ihm der Doktor reicht, und führt sie mit fester Hand an die Lippen, so kann man sicher sein, daß er unschuldig ist. Der Schuldige verräth sich, sobald er sich zu trinken weigert. Natürlich hängt das Orakel ganz vom Doktor ab. Sobald der der Probe Unterworfene die Mischung zu sich genommen hat, setzt er sich auf die Erde, unbeweglich, und alle Zuschauer desgleichen, indem sie schweigend die Wirkung des Moavi an seinem Gesicht verfolgen. Die ersten Symptome äußern sich mehr oder weniger schnell, je nach der Konstitution, von zehn Minuten bis zu einer halben Stunde. Der Zutropf giebt Zeichen großer Schwäche, er wird bleich und hält sich mit viel Mühe, Schaum kommt ihm aus dem Munde, der Schweiß perlt auf der Stirn; muß er das Eingenommene wieder von sich geben, so packt ihn unverweilt heftiges Uebelbefinden, und auf dies folgt nach kurzer Pause — die Verkündigung seiner Unschuld: seine Freunde umringen ihn und stoßen Freuden schreie aus, während seine Feinde sich mißvergnügt entfernen. Ist dagegen der Ausgang ein anderer, so giebt nach vergeblichen Versuchen, zu erbrechen, der Unglückliche Zeichen des größten Verfalls; er wälzt sich auf der Erde, stößt Seufzer oder Schreie aus, und wird nun von den Zuschauern mit Beschimpfungen überhäuft, bisweilen sogar mit Stößen traktirt. Er stirbt so ohne Hilfe, von Allen verlassen, selbst von den Seinen, die durch Bezeugung von Mitleid sich selbst schänden würden. Sein Leichnam wird an Ort und Stelle liegen gelassen, er darf nicht begraben werden, und die wilden Thiere lassen bald die Spuren der Gerechtigkeit des Landes verschwinden. Bemerkte sei jedoch, daß das Moavi nur da angewandt wird, wo Zweifel an der Schuld bestehen. — („Frankf. Ztg.“)

### Geographisches.

— Die Alaska-Berge bilden nicht die unmittelbare Fortsetzung der Rocky-Mountains auf der Alaskahalbinsel, wie man bisher geglaubt hat. Eine Gesellschaft von Goldsuchern, die im letzten Sommer von Cooks-Inlet aus den langen und reichenden Sushitinafluß stromaufwärts reiste, fand bis in einer Entfernung von 350 Kilometer vom Mt. Sushitina am Cooks-Inlet keine Berge, sondern ausgedehnte ebene Flächen, die dicht mit Fichten und Birken bewaldet waren und sich, so weit man sehen konnte, nach Westen zu ausdehnten. Nördlich von dieser Senke sah man die Alaskaberger aufsteigen. Die geologische Landesuntersuchung der Vereinigten Staaten wird in diesem Jahre wahrscheinlich eine Expedition zur Aufnahme dieser wenig bekannten Gegend ausenden. (Scot. Geogr. Mag. 1897. S. 327.)

### Technisches.

— Flaschen aus Papiermasse sind neuerdings angefertigt worden. Diese Erfindung wird hauptsächlich den Schiffahrts-Gesellschaften sehr erwünscht kommen, da der Schaden, den eine unruhige See stets unter den Wein-, Liqueur- und Biervorräthen

anrichtet, oft ein bedeutender ist. Die jetzt erfundenen unzerbrechlichen Flaschen werden aus einer nur zu diesem Zweck zubereiteten Papiermasse geformt. Nachdem man sie in eine Auflösung, die noch das Geheimniß des Erfinders ist, getaucht hat, werden sie in Gasöfen langsam getrocknet. Dieser Trockenprozeß muß sehr sorgfältig überwacht werden, da sonst die Flaschen porös bleiben und die Flüssigkeit durchlassen. Man kann mit diesen Flaschen ganz rücksichtslos umgehen, ohne ein Zerbrechen befürchten zu müssen. Weder das Schwanken und Stoßen eines großen Dampfers bei stürmischer See noch das Umstürzen eines Transportwagens kann irgend welchen Schaden verursachen. —

### Humoristisches.

— Spießer-Jagd. Zwei biedere Matiborer Spießbürger, die nebenbei auch Jagdpächter sind, gingen, wie die „Oberichl. B.-Ztg.“ erzählt, kürzlich beim frühesten Morgengrauen hinaus in ihr Revier, den flüchtigen Nebel zu jagen. Das nach den vorausgegangenen Regentagen sehr kühle Wetter hatte sie vorsichtigerweise ihre Feldflaschen füllen lassen. Im Revier angelangt, nahmen sie ihre Stände ein, nicht ohne vorher noch brüderlich den Rest der Flaschen zu leeren. Diese Dunkelheit lagerte noch über Feld und Wald, und wie der eine Nimrod so dasaß und den Anbruch des Tages erwartete, kam ihm die Müdigkeit an, und bald lag er im Morpheus' Armen und träumte von „kapitalen Böden“, die er duhendweise schoß. Ein dummer Knall weckte ihn plötzlich aus seinem Schlummer, und auffahrend bemerkte er, daß es lichter Tag zu werden begann. Kergerlich griff er nach Gewehr und Jagdtasche, fuhr aber erschrocken auf, als er beides nicht vorfand. Alles Suchen war vergebens. Mittlerweile hatte sich sein Jagdfreund, der den Schall des Schusses gehört hatte und der Meinung war, daß sein Genosse etwas geschossen hätte, eiligst genähert. Sein Eritraumen wuchs, als er den Thatbestand erfuhr. Man ging der Richtung des Schusses nach, fand aber nichts als eine stark beschweifte Stelle auf der Waldwiese. Jetzt war es klar, daß ein geriebener Wilddieb den schlummernden Schützen bestohlen hatte, um bald darauf an einer anderen Stelle des Reviers sein Glück mit dem gestohlenen Gewehr mit Erfolg zu versuchen. Gewehr und Wild waren und blieben verschwunden. —

— „Zur schweigenden Frau.“ Ein Maler wurde einst aufgefordert, für ein Gasthaus, das nach einer Besizerin, die stets viel Unglück gehabt und deshalb stets schweigsam war, „Zur schweigenden Frau“ benannt war, ein Bilderschild zu malen. Er nahm den Auftrag an und malte — eine Frauengestalt ohne Kopf. —

### Vermischtes vom Tage.

— Auch in der Rominter Haide ist die Nonne massenhaft aufgetreten. Durch diesen Schmetterling wurden in den fünfziger Jahren in Ostpreußen große Waldbezirke vernichtet. —

— Nach dem Genuß von rohem gekochtem Rindfleisch ist in Stirzleben und Hettstedt (Mansfelder Gebirgskreis) eine ganze Anzahl von Menschen erkrankt. —

— Die Stadtverordneten von Elberfeld bewilligten für die Ueberschwemmten 15 000 M. —

— Aus Salzburg wird berichtet, daß am Sonnabend drei Schriftseher, die den hohen Göll bestiegen hatten, um Edelweiß zu suchen, abgestürzt sind. —

— Mohacz (Ungarn), 11. August. Die Donau hat bei Baja die Dämme durchbrochen und die Felder des Fürstlicher Bisthums überschwemmt. —

Zwei Zollwächter von Tourcoing (Frankreich) hielten vor einigen Tagen einen von der belgischen Grenze auf seinem Fahrrade kommenden Fleischergesellen an, dessen Pneumatikräder stark angeschwollen schienen. Sie lösten die Rantschutreifen ab und entdeckten da eine Ladung von einigen Kilogramm Pfefferkörner. —

— Im Dorfe Indevillers (Doubs, Frankreich) haben die Eheleute Graizely vor einigen Tagen ihr einundzwanzigstes Kind taufen lassen. —

c. e. Der englische Abgeordnete Charles Belham-Billiers sitzt seit 1835 im Hause der Gemeinen. Und seit diesem Jahre ist er Vertreter des Distrikts Wolverhampton. —

— Aus dem neu entdeckten Golddistrikt wird geschrieben: Der von Alaska in Tacoma eingetroffene Dampfer „Queen“ meldet, daß die kanadische berittene Polizei des nordwestlichen Territoriums an der britischen Grenze alle zurücktreibt, welche in den Yukondistrikt wollen und nicht genügend mit Lebensmitteln versehen sind. Der Kapitän der „Queen“ warnt jeden, noch in diesem Jahre in die Goldgegenden ziehen zu wollen. Diejenigen, welche jetzt in Stagnay und Dyea sind, können schon nicht weiter. Hunderte von Leuten lagern am Weißen Paß. — In San Franzisko, Portland und Seattle können die Bootbauer nicht genug Boole fertig stellen. In der Goldgegend ist die Hitze jetzt enorm. Die Mücken sind eine furchtbare Plage. Die Goldsucher können nur Nachts reisen. —